

CHRIS CLEAVE



# Little Bee

ROMAN



dtv

Vom Frühjahr 2007 bis zum Ende jenes langen Sommers, in dem Little Bee kam, um bei uns zu leben, zog mein Sohn sein Batmankostüm nur zum Baden aus. Ich bestellte ein zweites Kostüm, das ich gegen das andere austauschte, während er in der Badewanne planschte, damit ich wenigstens den Kinderschweiß und die Grasflecken auswaschen konnte. Gegen Superverbrecher zu kämpfen war eine schmutzige Angelegenheit, bei der man grüne Knie bekam. Wenn es nicht Mr. Freeze mit seinem heimtückischen Eisstrahl war, dann der Pinguin – Batmans Todfeind – oder, schlimmer noch, Artie, der Papageientaucher, dessen abgrundtiefe Bosheit den ursprünglichen Schöpfern des Batman-Unternehmens unerklärlicherweise entgangen war. Mein Sohn und ich hatten die Konsequenzen zu tragen – ein Haus voller schurkischer Gefolgsleute, Schergen und Handlanger, die hinter dem Sofa hervorlinsten, in dem schmalen Spalt neben dem Bücherregal finster gackerten und grundsätzlich planlos angriffen. Ein Schock folgte auf den anderen. Ob schlafend oder wachend, mein vierjähriger Sohn war allzeit bereit. Es war unmöglich, ihn von der dämonischen Fledermausmaske, dem Lycra-Anzug, dem glänzenden gelben Gerätegürtel und dem pechschwarzen Umhang zu trennen. Und es hatte keinen Zweck, ihn bei seinem Vornamen anzusprechen. Er blickte sich nur um, legte den Kopf schief und zuckte mit den Schultern – als wollte er sagen: *Meine*

*Fledermaussinne können hier keinen Jungen dieses Namens entdecken, Madam.* Der einzige Name, auf den mein Sohn in diesem Sommer hörte, war »Batman«. Auch hatte es keinen Sinn, ihm zu erklären, dass sein Vater gestorben war. Mein Sohn glaubte nicht an die Möglichkeit des körperlichen Todes. Der Tod war etwas, das nur eintrat, wenn man die üblen Pläne der Bösen nicht ständig durchkreuzte – und das war natürlich undenkbar.

In jenem Sommer, dem Sommer, in dem mein Mann starb, hatten wir alle eine Identität, von der wir uns ungern trennen wollten. Mein Sohn hatte sein Batmankostüm, ich benutzte noch den Namen meines Ehemannes, und obwohl Little Bee relativ sicher bei uns war, klammerte sie sich an den Namen, den sie in einer Zeit des Schreckens angenommen hatte. In jenem Sommer waren wir Exilanten, die vor der Realität geflohen waren. Wir flüchteten vor uns selbst.

Gewiss ist es die natürlichste Sache der Welt, vor der Grausamkeit zu fliehen. Und das Timing, das uns in jenem Sommer zusammenführte, war überaus grausam. Little Bee rief an dem Morgen an, an dem sie aus der Abschiebehäft entlassen wurde. Mein Mann nahm den Anruf entgegen. Ich fand erst viel später heraus, dass sie am Telefon gewesen war – Andrew sagte mir nichts davon. Anscheinend hatte sie erklärt, sie sei unterwegs zu uns, und er fühlte sich einer neuerlichen Begegnung wohl nicht gewachsen. Fünf Tage später erhängte er sich. Man fand meinen Ehemann mit den Füßen in der Luft, sie berührten den Boden keines Landes. Der Tod ist eine Zuflucht. Dorthin gehst du, wenn du dich auch mit einem neuen Namen oder einer Maske und einem Umhang nicht länger vor dir selbst verstecken kannst. Dorthin läufst du, wenn dir keines der Fürstentümer deines Gewissens Asyl bieten will.

Fünf Tage, nachdem mein Mann gestorben war, und zehn Tage, nachdem man sie aus der Abschiebehäft entlassen

hatte, klopfte Little Bee an meine Haustür. Nach einer Reise von achttausend Kilometern und zwei Jahren Dauer kam sie zu spät, um Andrew noch lebend anzutreffen, aber gerade rechtzeitig zu seiner Beerdigung.

Little Bee kam um acht Uhr morgens, und der Bestatter klopfte um zehn. Keine Sekunde früher, keine Sekunde später. Ich vermute, dass er schon einige Minuten vor unserer Haustür gestanden, auf die Uhr gesehen und gewartet hatte, bis unser beider Leben an jener präzisen Bruchlinie aufeinandertrafen, an der unsere Vergangenheit mit drei leisen Schlägen des schimmernden Messingtürklopfers von unserer Zukunft abgespalten werden konnte.

Mein Sohn öffnete die Tür und registrierte die Größe des Bestatters, seinen tadellosen Maßanzug und sein ernstes Auftreten. Der Bestatter sah natürlich für jeden vernünftigen Menschen aus wie Batmans Alltags-Alter-Ego. Mein Sohn rief mir durch den Flur zu: *Mama, es ist Bruce Wayne!*

An jenem Morgen ging ich auf die Straße und stand da und betrachtete Andrews Sarg durch das dicke, leicht grünlige Fenster des Leichenwagens. Als Little Bee sich zu mir gesellte, Batman an der Hand, führte uns der Bestatter zu einer langen schwarzen Limousine und bedeutete uns mit einem Nicken, wir sollten einsteigen. Ich erwiderte, wir würden lieber gehen.

So gingen wir drei zur Beerdigung meines Mannes, eine weiße Mittelschicht-Mutter, ein mageres schwarzes Flüchtlingsmädchen und ein kleiner dunkler Ritter aus Gotham City. Wir sahen aus, als hätte man uns mit Photoshop zusammengeschustert. Meine Gedanken rasten, albtraumhaft und zusammenhanglos.

Es waren nur wenige hundert Meter bis zur Kirche, und als wir drei vor dem Leichenwagen die Straße entlanggingen, bildete sich hinter uns ein wütender Stau. Ich fühlte mich scheußlich deswegen.

Ich trug ein dunkelgraues Kostüm mit Handschuhen und anthrazitfarbenen Strümpfen. Little Bee trug meinen eleganten schwarzen Regenmantel über den Kleidern, in denen man sie aus der Abschiebehafte entlassen hatte – einem furchtbar unbegräbnishaften Hawaii-Hemd und Jeans. Mein Sohn trug einen Gesichtsausdruck absoluter Freude. Er, Batman, hatte den Verkehr angehalten. Sein Umhang flatterte in seinem winzigen Windschatten, als er stolz vorschritt und unter der dunklen Maske von einem Fledermausohr zum anderen grinste. Gelegentlich erspähte er dank seines überlegenen Sehvermögens einen Feind, der vernichtet werden musste, und dann blieb mein Sohn einfach stehen, vernichtete und ging weiter. Er hatte Angst, die unsichtbaren Horden des Papageientauchers könnten mich angreifen. Ich hatte Angst, weil mein Sohn nicht auf dem Klo gewesen war, bevor wir das Haus verließen, und die Bescherung durchaus in die Batman-Hose gehen konnte. Außerdem hatte ich Angst davor, den Rest meines Lebens Witwe zu sein.

Ich hatte es für tapfer gehalten, zu Fuß zur Kirche zu gehen, fühlte mich nun aber schwindlig und töricht. Ich fürchtete, ich könnte in Ohnmacht fallen. Little Bee stützte mich am Ellbogen und flüsterte mir zu, ich solle tief durchatmen. Ich weiß noch, dass ich dachte, wie seltsam, dass ausgerechnet du *mich* vor dem Hinfallen bewahrst.

In der Kirche saß ich in der ersten Bank, Little Bee links von mir und Batman rechts. Natürlich war die Kirche gedrängt voll mit Trauergästen. Niemand von der Zeitschrift – ich versuchte, Privatleben und Arbeit voneinander zu trennen –, doch ansonsten waren alle Leute da, die Andrew und ich kannten. Es war verwirrend, so als wäre der gesamte Inhalt unserer Adressbücher in schwarze Kleidung gesteckt und in nicht alphabetischer Reihenfolge in die Kirchenbänke exportiert worden. Die Leute hatten sich nach

einem ungeschriebenen Protokoll der Trauer angeordnet, Blutsverwandte gierig nah beim Sarg, Ex-Freundinnen in einem zaghaften Grüppchen beim Taufbecken. Ich konnte es nicht ertragen, mich umzudrehen und diese neue natürliche Ordnung der Dinge zu betrachten. Es kam alles viel zu plötzlich. Noch vor einer Woche war ich eine erfolgreiche berufstätige Mutter gewesen. Jetzt saß ich bei der Beerdigung meines Mannes, flankiert von einem Superhelden und einem nigerianischen Flüchtlingsmädchen. Es erschien mir wie ein Traum, aus dem ich mit relativ wenig Anstrengung erwachen konnte. Ich starrte auf den Sarg meines Mannes, der mit weißen Lilien bedeckt war. Batman starrte den Pfarrer an. Anerkennend ließ er den Blick über Stola und Chorhemd wandern. Er streckte feierlich den Daumen in die Höhe, ein umhangbewehrter Kreuzritter grüßte seinesgleichen. Der Pfarrer erwiderte den Gruß, dann kehrte sein Daumen zum verblichenen Goldschnitt der Bibel zurück.

In der Kirche war es still geworden, erwartungsvoll. Mein Sohn sah sich um und dann wieder zu mir. *Wo ist Papa?*, fragte er.

Ich drückte seine heiße, verschwitzte Hand und horchte auf das Husten und Schniefen, das in der Kirche widerhallte. Ich fragte mich, wie ich meinem Sohn den Tod meines Mannes erklären sollte. Natürlich waren es seine Depressionen, die Andrew getötet hatten – Depressionen und Schuldgefühle. Aber mein Sohn glaubte nicht an den Tod, geschweige denn, dass etwas wie Gefühle ihn verursachen könnten. Vielleicht die eisigen Strahlen von Mr. Freeze. Allerhöchstens noch der todbringende Flügel des Papageientauchers. Aber ein ganz gewöhnlicher Anruf von einem mageren afrikanischen Mädchen? Das konnte ich ihm unmöglich erklären.

Mir wurde klar, dass ich meinem Sohn irgendwann die ganze Geschichte erzählen musste. Ich fragte mich, womit